Wilfried Stroh

Humanismus – ein Schlagwort aus München

Festvortrag zum 20-iährigen Jubiläum des Arbeitskreises Humanistisches Gymnasium e.V.
in Anwesenheit von Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle
am 6. Oktober 2017 gehalten in der Glyptothek München

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!“ Zwanzig Jahre alt ist unser Arbeitskreis Humanistisches Gymnasium, aber mehr als zehn mal so alt ist der Patron, dem wir unseren ersten und prägenden Namen verdanken: Humanistisches Gymnasium. Wo kommt er her? Mit dem Wort Gymnasium, *γυμνάσιον*, stehen wir in der griechischen Weltkultur: Und ebenso scheint der Humanismus uns in der Welt des Römertums zu verankern: *humanismus*, *humanismi*, das ließe sich sogar deklinieren und Cicero in den Mund legen. Aber dem ist leider nicht so. Jeder sprachwissenschaftlich Gewitzte merkt, dass kein lateinisches Wort auf *– ismus* enden darf, vielmehr ist diese Endung den Griechen vorbehalten; so dass man korrekt vom Hellenismus (*έλληνισμός*) oder auch vom bayerischen Philhellenismus (dem Vater dieser Glyptothek, der von Staatsminister Spaenle ins Licht gesetzt wurde[1]) sprechen darf. So ist unser Humanismus ein sprachlicher Kentaur: der Vorderleib ein Römer, das Hintergestell hellenisch. Mit dieser graecoromanischen Halbrossnatur steht er, wie Sie alle wissen, nicht allein. Das sprachlich weniger sensible 18. Jahrhundert und dann das 19. Jahrhundert haben eine Reihe solcher Zwitterbildungen hervorgebracht: den Kapitalismus, Liberalismus, Kommunismus usw. – wobei ohne Zweifel die altgriechische Endung der jeweiligen Sache ein höheres Prestige verleihen sollte.

Dabei hat unser Humanismus an Beliebtheit längst alle Konkurrenten übertroffen. Kommunismus wie Liberalismus und all die anderen haben Gegner und Befürworter. Nicht so der Humanismus: Ihn finden so gut wie alle gut, schön und lobenswert (mit der Ausnahme von ein paar philosophischen Quertreibern). In der alten DDR war es geradezu eine feste Formel: „Wir sind doch alle für den Humanismus“. Dieser schöne Satz war aber nicht im Sinne unseres Vereins gemeint, sondern diente dazu, Abweichler von der angeblich humanistischen Parteilinie zur Räson zu bringen. Denn sogar laut Verfassung, Art. 18, bekannte sich die DDR zu „humanistischen Werten“ und schützte die sozialistische Kultur, „die dem Humanismus dient“. Andere Ziele als unser Arbeitskreis verfolgt auch etwa der Humanistische Verband Deutschland, der seit Ende der DDR die gute, alte Jugendweihe, der sich einst nur wenige wie Angela Merkel entziehen konnten, erfolgreich wiederaufleben lässt: Immerhin 25.000 14-jährige werden in der Bundesrepublik pro Jahr zwar nicht mehr zu Sozialisten, aber zu Humanisten geweiht. Auch in München.

Schon dieses Beispiel lässt uns ahnen, woher die allgemeine Begeisterung für den Humanismus kommt. Humanismus ist darum so beliebt, weil sich jeder dabei ein bisschen etwas anderes denken kann, wobei die verschiedenen Auffassungen immerhin durch das eine verbunden werde, dass sie es, der Etymologie gemäß, irgendwie mit dem Menschen zu tun haben. Da denkt der eine an das Aufblühen von Literatur und Wissenschaften im 15. und 16. Jahrhundert: Humanismus als Teil der Renaissance, Leonardo da Vinci, Erasmus, Reuchlin usw. Das finstere Mittelalter ist vorbei, der Mensch steht wieder im Mittelpunkt: Humanismus! Andere wiederum, vor allem in den angelsächsischen Ländern, denken bei „humanism“ an die mit Renaissance, Reformation und Aufklärung begonnene Loslösung von der Bevormundung des Menschen durch Theologie und Kirche: Humanismus wird dann so viel wie Atheismus. So war es vor anderthalb Jahrzehnten die Humanistische Union, die Konrad Riggenmann, Vorkämpfer gegen die Kruzifixe in bayerischen Klassenzimmern, mit einem hochdotierten Preis auszeichnete. Aber noch mehr Menschen denken beim Wort

[1] Ludwig Spaenle: *Der Philhellenismus in Bayern, 1821-1832*, München 1990.

Humanismus natürlich an Ärzte ohne Grenzen, an Mutter Teresa und Albert Schweitzer, „Genie der Menschlichkeit“. Weiteres ließe sich aufzählen. *Paene quot homines tot humanismi*. Humanismus ist ein echtes Schlagwort.

Das hat schon 1960 der scharfzüngige Romanist Ernst Robert Curtius festgestellt: „Wie schattenhaft heute schon der Begriff Humanismus geworden ist, ersieht man daraus, daß sich die meisten Leute nichts Bestimmtes mehr darunter vorstellen können. In der ersten Nachkriegsphase – vom Waffenstillstand zum Währungsschnitt – wurden wenige Schlagwörter in der öffentlichen Diskussion so abgegriffen wie Humanismus. Hinz und Kunz gaben vor, das Publikum damit beliefern zu können.“ Das kam natürlich daher, dass man sich nach 1945 rasch von der Nazizeit mit ihrer barbarischen Polemik gegen „Humanitätsduselei“ absetzen wollte. Dabei hatte sogar Adolf Hitler sich in *Mein Kampf*, was die Schulbildung anging, ausdrücklich zu den „humanistischen Fächern“ bekannt. Nicht einmal dieser inhumanste aller Mörder konnte sich also dem Zauber des Worts Humanismus ganz entziehen. Und ausgerechnet Curtius schien diesem Unhold auch noch zu sekundieren, als er, um seine Bildung zu demonstrieren, einmal sagte: Humanität habe mit Humanismus ebensoviel zu tu tun, wie Gustav mit Gasthof. Lustig, aber gefährlich.

Was aber i s t der Humanismus? Auch Curtius lehrt es uns nicht, und niemand kann es uns lehren; vielmehr gilt hier, was der weise Aristoteles in solchen Fällen zu sagen pflegte: *πολλαχῶς λέγεται*, das Wort wird nun einmal mit verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Wohl aber können wir feststellen, wo man die ursprüngliche Bedeutung zu suchen hat. Wer hat diesen Begriff geprägt: Wer ist der *πρῶτος εὑρετής*? Für diesen Ehrentitel werden heute verschiedene ältere Philosophen vorgeschlagen, etwa Thales von Milet, weil er gesagt haben soll: „Erkenne dich selbst“ (d. h dass nur ein Mensch bist), oder Protagoras von Abdera, dessen Satz „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“ bis heute in aller Munde ist („Im Fußballtor ist Manuel Neuer das Maß aller Dinge“, hörte ich kürzlich); aber diese Urväter haben mit der Vokabel natürlich nichts zu tun. Sie stammt nicht aus Griechenland oder Rom, sie stammt aus dem Herzen von Bayern, aus unserem München, sie wurde geboren mehr als zwanzig Jahre vor dieser Glyptothek, mehr als zehn Jahre vor dem Ausbruch des Philhellenismus; ja sie ist sogar zwei volle Jahre älter als die berühmte aller Münchener Erfindungen, das Oktoberfest.

Ihr Schöpfer, Friedrich Immanuel Niethammer, war allerdings kein Münchener, sondern ein schwäbischer Landsmann von mir, protestantischer Theologe und Philosoph, der in Tübingen, dann in Jena studiert und gewirkt hat, wobei er sich mit so ziemlich allen Zelebritäten des damaligen deutschen Geisteslebens befreundete, Schiller und Goethe, Fichte, Hegel, Schelling und Hölderlin. Er wurde 1807 von Graf Montgelas nach München berufen, als Schulrat im Innenministerium – wobei sein Tätigkeitsfeld partiell etwa dem eines heutigen Kultusministers entsprochen haben dürfte. Seine Hauptaufgabe war es nämlich, das bayerische Bildungswesen zu modernisieren, d.h. mit dem herrschenden von Berlin, Weimar und Jena bestimmten Zeitgeist in Einklang zu bringen. Schon ein Jahr später, 1808, erschien sein fundamentaler Bildungsplan (*Allgemeines Normativ*), nach dem fortan in Bayern unterrichtet wurde, und im selben Jahr, 1808, als theoretische Grundlegung dieser praktischen Schulordnung ein umfangreiches Buch, das ihn zumindest mit einem Wort seines Titels unsterblich machen sollte: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unserer Zeit*.[2]

Philanthropinismus, das war die von Niethammer bekämpfte Erziehungslehre vor allem eines Johannes Bernhard Basedow, der in seiner Musterschule *Philanthropin*, gegründet 1774 in

---

[2] Original: Friedrich Frommann, Jena 1808. Digitalisate verfügbar über Deutsches Textarchiv oder Bayerische Staatsbibliothek. Anastatisch nachgedruckt in: Werner Hillebrecht (Hg.), *Friedrich Immannuel Niethammer: Philanthropinismus – Humanismus. Texte zur Schulreform*, Weinheim u.a. 1968, 81-445

Dessau, vor allem lebenspraktisch nützliche Kenntnisse vermitteln wollte. Ihm und seinen Gesinnungsgenossen, die andere Philanthropine bzw. ähnliche Schulen gründeten, setzte Niethammer sein Ideal einer allseitigen Geistesbildung, vor allem durch die alten Sprachen, d.h. eben den von ihm begrifflich neu geschaffenen *Humanismus* entgegen. Es ist evident, dass auf diesen Urhumanismus Niethammers die Benennung auch unseres Arbeitskreises Humanistisches Gymnasium letztlich zurückgeht; und so mag es schon darum angebracht sein, sich bei Gelegenheit unseres Jubiläum gerade hier in München ein wenig mit dem Denken dieses heute weniger bekannten, aber doch wichtigen Vaters des Humanismus zu beschäftigen. Wie kam er dazu, das Studium von Griechisch und Latein gerade mit dem Namen Humanismus zu versehen?

Diese Verbindung stellt er keineswegs von Anfang an her. Vielmehr legt er sogleich an der Stelle, wo er die Vokabel einführt, Wert darauf, dass die Benennung des Humanismus nicht beschränkt sei auf die sogenannten *humaniora*, was ein seit der Renaissance gebräuchlicher, z.Zt. Niethammers schon etwas angestaubter Begriff für die Beschäftigung mit der antiken Literatur war. Vielmehr bezeichne er mit Humanismus „die ganze ältere Pädagogik überhaupt“ – Niethammer gibt sich also als Bewahrer eines guten Alten aus –, „„deren Grundcharakter es immer war, mehr für die Humanität als für die Animalität des Zöglings zu sorgen.“ Die damals modische Pädagogik ziele nämlich auf das Tierische im Menschen, die alte auf das wirklich Menschliche. So müsste man eigentlich, sagt Niethammer, die neuere Richtung als Animalismus bezeichnen, aber Philanthropinismus – da will er höflich sein – sei doch „schicklicher“. Natürlich ist auch Philanthropinismus ein etwas maliziöser, polemischer Begriff: Nie hätte Basedow oder einer seiner Anhänger sich selbst als Philanthropinisten bezeichnet; sie waren Philanthropen, Menschenfreunde, und wenn sie ihre Schulen Philanthropinum nannten, so weniger, weil die Kinder darin menschenfreundlich behandelt wurden – immerhin hat der kinderliebe Basedow die Prügelstrafe abgeschafft –, als vor allem, weil die Schüler darin zu Menschenfreunden, Philanthropen erzogen werden sollten.

Davon liest man in Niethammers Kampfschrift wenig. Dafür errichtet er seine Pädagogik auf tieferem philosophischen Grund, als es wohl heute ein Erziehungswissenschaftler wagen würde. Nach einem Abriss der Geschichte der Pädagogik seit der Renaissance, über den noch kurz zu sprechen sein wird, gibt er uns ein anthropologisches Fundament seiner Auffassung. Die beiden Systeme der Erziehung, Humanismus und Philanthropinismus, beruhen nach ihm auf der doppelten Natur bzw. Bestimmung des Menschen. Der Mensch ist ein Doppelwesen: „Geist und Thier, Vernunft und Kunstverstand, Rationalität und Animalität“, und diesen beiden Seiten wären nun Humanismus und Philanthropinismus zuzuordnen. Das klingt zunächst nach klassischem Platonismus: der Mensch bestehend aus dem Körper, den er mit dem Tier gemeinsam hat, und dem Geist bzw. der unsterblichen Seele. So hat es Platon gelehrt; so haben es von ihm Augustin und die Kirchenväter übernommen. Aber Niethammer denkt doch etwas anders. Für Platon war der Körper ein Gefängnis der Seele, aus dem sie sich zu befreien hatte; und Pädagogik war, beflügelt vom platonischen Eros, ein solcher Weg der Befreiung, vom Irdischen zum Himmlischen. Von diesem körperfeindlichen Dualismus ist Niethammer ein gutes Stück entfernt. Als protestantischer, schöpfungsfreudiger Christ sieht er, dass „Geist und Thier“, „Rationalität und Animalität“ „in dem Menschen zu Einem wunderbaren Ganzen verknüpft sind“. Darauf müsse die Pädagogik Rücksicht nehmen. Das heißt, dass auch der Humanismus, der es mit dem geistigen Menschen zu tun hat, wenn er diese Doppelnatur nicht beachtet, des Guten zu viel tun kann, so dass er dann „von dem Vorwurfe der Einseitigkeit und Ueberspannung nicht freigesprochen werden kann“. Mit Paulus im 1. Korintherbrief ruft Niethammer solchen übereifrigen Humanisten zu: „Wisset, dass euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist“.

„Unendlich viel größer“ ist der Schaden durch Einseitigkeit natürlich, wenn der Erzieher, unter Hintansetzung des Geistes „den Menschen als bloß animale Natur betrachtet“. Dann

nämlich wird die Humanität des Menschen zur Bestialität verbildet. Und eben dies leistet der „Philanthropinismus“, der nur das Sichtbare für real hält, den Geist dagegen zwar nicht gerade leugnet, ihm aber nur die dienende Aufgabe zubilligt, die Zukunft zu planen und überhaupt „das Leben [...] möglichst angenehm zu machen“. In diesem Ungeist erziehen Eltern ihre Kinder, wenn sie ihnen z.B. Kinderbücher vorlegen, worin statt Märchengestalten nützliche Dinge wie „Messer, Scheere, Nadel“ abgebildet sind, die die Kinder auch sonst früh genug kennen lernen. Diese Philanthropinisten bieten keine Bildung der Vernunft, sondern eine „Bildung bloß des Kunstverstands“, den Niethammer schon eingangs auf die Seite der „Thierheit“ gerückt hat. Schwerlich zu Recht, scheint mir.

So kommt Niethammer im dritten, wichtigsten Teil seines Werks zu den verschiedenen Erziehungsgrundsätzen, von denen Humanismus und Philanthropinismus „in einer veredelten Gestalt“ (wir würden sagen: idealtypisch vereinfacht) geleitet werden. Und hier finden wir Gedanken, die nun doch interessant und diskutierenswert sind. In einer übersichtlichen Schautafel legt er *more geometrico* unter 3 mal 4 Gesichtspunkten – Humanismus links, Philanthropinismus rechts – die gegensätzlichen Prinzipien dar. Ich kann nur wenige, aber wichtige Punkte herausgreifen. Über den Zweck der Erziehung sagt der Humanismus: „Der Erziehungsunterricht hat einen eignen für sich bestehenden Zweck, allgemeine Bildung des Menschen.“ Dagegen der Philanthropinismus: „Der Erziehungsunterricht hat [...] nur den relativen Zweck, Bildung des Menschen für seine künftige Bestimmung in der Welt.“ (*Non scholae, sed vitae* – wenn man will.) Diese Antithese von allgemeiner Menschenbildung und Bildung für das praktische Leben, die Niethammer vielleicht in solcher Schärfe zuerst formuliert hat – ein beachtliches Verdienst – lebt, wie bekannt, in der Bildungsdiskussion bis heute fort, meist unter dem vereinfachten Slogan: Bildung oder Ausbildung.

Ähnliches gilt für den zweiten prinzipiellen Gegensatz: Der Humanismus lehrt, es komme „nicht sowohl darauf an, bestimmte Kenntnisse zu sammeln, als vielmehr darauf, den Geist zu üben.“ Der Philanthropinismus sagt: Es komme nicht „sowohl darauf an, den Geist an und für sich zu üben, als vielmehr darauf, ihn mit der möglich größten Masse brauchbarer Kenntnisse auszurüsten.“ Hier haben wir den Gegensatz zwischen formaler und materieller Bildung, ein Punkt, der damals für den höheren Unterricht, der zum größten Teil noch ein Lateinunterricht war, entscheidende Bedeutung hatte. Solange Latein bis ins 18. Jahrhundert hinein dominierende Sprache der Wissenschaft, z.T. auch noch der Diplomatie und Literatur war, gehörte die Beherrschung dieser Sprache durchaus zu den von Niethammer herabgesetzten „brauchbaren Kenntnissen“, und der Lateinunterricht war unangefochten. Nachdem aber europaweit die Nationalsprachen Latein verdrängt hatten, nachdem z.B. Immanuel Kant seine epochemachende „Kritik der reinen Vernunft“ auf Deutsch schrieb, war es vor allem die neue Idee der formalen Bildung, mit der man den Sprachunterricht rechtfertigte: Wie der Tanzunterricht dem Menschen nützlich sei, auch wenn er kein professioneller Tänzer werde, so nützlich, hieß es, sei das geistige Exercitium durch die Grammatik. Bis heute ein Dogma der Lateindidaktik, und nicht einmal ein ganz falsches.

Hier war der Vater des Philanthropinum, der für banausisch angesehene Basedow, in der Tat anderer Meinung. Er hielt das Latein immer noch für nützlich – er war allerdings auch eine Generation älter –, unterrichtete es aber wie die modernen Fremdsprachen nach der *méthode directe* (Hören und Schwätzen); und so konnte seine Tochter, die bald fast ebenso berühmte Emilie Basedow schon mit sieben Jahren zum Staunen der gelehrten Welt wie französisch so auch lateinisch geläufig disputieren. Soll man also traurig darüber sein, dass Emilies Geist dabei nicht im Sinne des Humanismus geübt wurde? Sie sehen, dass in diesem Punkt mein Herz mehr zum Philanthropinismus neigt. Schließlich war Basedow, der Vater von Emilie, auch ein Förderer der höheren Frauenbildung, während Niethammer sich dieser mit Vehemenz widersetzte: „Weg also aus dem Erziehungsunterricht des Weibes alles Studium von Wissenschaften, und alle Theorie“.

Wir kommen nun in Niethammers Tabelle zu den Mitteln des Unterrichts. Während der Philanthropinismus möglichst viele Unterrichtsgegenstände benötigt, führt der Humanismus an wenigen Dingen „bis zur höchsten Stufe der Kenntnis“; und er bevorzugt „Ideen“, „geistige Gegenstände“, während für den Philanthropinismus sich auch die Übung des Geistes an „Sachen“, materiellen Gegenständen vollzieht. Was hat das mit den alten Sprachen zu tun? Sie müssten ja nun an erster Stelle unter den „geistigen Gegenständen“ erscheinen, wenn jedenfalls Niethammer mit Recht als eine Art Vordenker des altsprachlichen Unterrichts angesehen wird. Und das tun sie auch. Aber erst, nachdem Niethammer einen Abschnitt vorgebaut hat, in dem es noch einmal um das Unterrichtsziel zu tun ist. Die höchsten Kenntnisse, die der Schüler erwerben soll, sind nach ihm „die Ideen des Wahren, Guten und Schönen“, eine Trias, die man vage auf Platon zurückzuführen pflegt und die Niethammer mit der „Bildung der Humanität“, gleichsetzt. Hier folgt nun sein wichtigster und vielleicht schönster Satz: „Bei dem Kinde sei“ ein solcher „Grund jener Bildung in Ideen zu legen, daß es hinausgehend aus der Schule ins Leben und in bestimmte Berufsgeschäfte, jene Bildung der Humanität, die eigentliche Menschenbildung, seinem Geiste so tief eingeprägt mit sich nehme, daß sie unter allem Drang künftiger Berufsarbeit unvertilgbar und unter aller Noth eines kümmerlichen Schicksals unzerstörbar bleibe.“ Ein wunderbares Erziehungsziel: Das humanistische Ideal besteht also nicht nur in der Bildung des Geistes als solcher, sondern darin, dass der junge Mensch mit den „Ideen des Wahren, Guten und Schönen“, so imprägniert wird, dass diese den späteren Lebensumständen, der Spezialisierung in der arbeitsteiligen Welt und der sonstigen Daseinsnot, Krankheit, Ehescheidung, Geschäftsbankrott, trotzen können.

Und nun erst kann Niethammer den Sprung zu den alten Sprachen wagen, die wir bisher in seinem Konzept ja vermisst haben. Wäre die Bildung der Humanität nur einfach eine Geistesbildung, wie es bisher schien, dann könnte ja z. B. auch die Mathematik Anspruch darauf erheben, humanitätsbildend zu sein. Nun aber, wo es auf das „Wahre, Gute und Schöne“ ankommt, sehen wir uns laut Niethammer notwendig auf das klassische Altertum verwiesen. Er schreibt: „Die Unterrichtsgegenstände, oder die Darstellung jener Ideen (sc. des Wahren, Guten und Schönen) müssen eine durchaus classische Form haben“ – classisch heißt hier so viel wie vollkommen, mustergültig –, „die Auswahl derselben kann eben darum „kein anderes Gebiet als das des Alterthums finden, indem unläugbar wahre Classicität in allen Arten des Wahren, Guten und Schönen in ihrer größten Vollendung nur bei den classischen Nationen des Alterthums angetroffen wird.“

Da mag man, zumal hier, in unserer so klassischen Glyptothek, gerne zustimmen. Wo finden wir energischeres Wahrheitsstreben als in Platons sokratischen Dialogen? Wer erfüllt so mit dem Bedürfnis, „wohlzutun und mitzuteilen“, wie Seneca in *De clementia* und *De benefiiciis*? Was befriedigt unser Schönheitsempfinden mehr als die Strophen und Antistrophen griechischer Chorlieder? – Aber dürfen wir deswegen davon absehen, dass Platon einen totalen Staat entworfen hat, in dem keiner von uns Demokraten leben wollte, dass der edle Seneca dazu bereit war, den Muttermord Neros zu kaschieren, dass aus dem griechischen Theater und fast der ganzen Kultur Sklaven und weithin sogar Frauen ausgeschlossen waren?

Außerdem hatte die Neuzeit nicht schon damals längst vergleichbar Klassisches? Louis Perrault, stolz auf die Kulturleistungen seiner Zeit, dichtete bereits mehr als hundert Jahre vor Niethammer:

> La belle antiquité fut toujours vénérable ;
> Mais je ne crus jamais qu’elle fût adorable.

Um es mit meinen armen Verschen zu sagen:

> Das schöne Altertum verdiente immer Ehren,
> Anbetung aber nicht, die kann es wohl entbehren.

Und knapp hundert Jahre nach Niethammer sprach Wilamowitz das bekannte Wort: „Die Antike als Einheit und als Ideal ist dahin; die Wissenschaft selbst hat diesen Gauben zerstört.“ Man hat Wilamowitz vorgehalten, er habe seinerseits den Humanismus zerstört und durch Historie ersetzt. Ich meine: Wir Altphilologen, auch an der Schule, haben gut daran getan, diesem Wort von Wilamowitz zu folgen, die Antike nicht als mustergültiges Ideal, sondern vor allem geschichtlich zu sehen und so ihre große Bedeutung für die Gegenwart erst richtig zu erschließen. Historische Erkenntnis ist letztlich doch wertvoller als schiere Begeisterung (die wir aber auch keineswegs entbehren wollen).

Und noch ein Punkt muss hier gegen Niethammer geltend gemacht werden. Die wahre Bildung, wie sie dem Wesen des Menschen entspricht, ist für ihn die humane Geistesbildung, die sich an den klassischen Sprachen vollzieht. Also müssten daran doch alle Menschen, wenn sie Menschen sein sollen, teilhaben. Niethammer selbst hat gesehen, ohne dass er es ausspricht, dass das nur sehr eingeschränkt möglich ist. In seinem schon erwähnten, ebenfalls 1808 veröffentlichten *Allgemeinen Normativ* der Schulen im Königreich gibt es zwei Gruppen höherer Schulen, die man etwa ab zwölf Jahren besuchen kann: auf der einen Seite Progymnasium und Gymnasium, wo die alten Sprachen ganz im Vordergrund stehen, auf der anderen Realschule und Realinstitut, wo vorwiegend die Naturwissenschaften gelehrt werden. Bleibt die Hälfte Bayerns also ganz ohne Antike und Humanität? Nicht ganz, scheint es. Vor diese Sekundärschulen ist für das Alter etwa von acht bis zwölf eine Primärschule gestellt, in der alle, also die späteren Gymnasialschüler wie die Realschüler, zumindest Latein lernen (freilich kein Griechisch). So müssten also alle Bayern wenigstens vier Jahre Lateinunterricht genießen? Leider doch nicht. Niethammer hat der Realität ein Hintertürchen offengelassen. Es gibt auch obligate Volksschulen, sogar für Mädchen, welche „die jedem Menschen unerlässliche Bildung zur Aufgabe haben“. Dazu gehören, nehme ich an, bestimmt Rechnen, Schreiben, Lesen, Religion, sicherlich nicht Latein; denn die Absolventen der Volksschule dürfen bei entsprechender Qualifikation zwar (unter Überspringung der Primärschule) in den lateinfreien Realzweig überwechseln, nicht aber in den gymnasialen. So ist sichergestellt, dass wahrscheinlich der größere Teil Bayerns dann doch lateinfrei frei bleibt und ein noch weit größerer auch kein Griechisch kann. Immerhin dürften die meisten „die jedem Menschen unerlässliche Bildung bekommen“; zu richtigen Menschen gebildet werden aber doch nur einige Bayern.

Aber ich mag mich nicht weiter mit Niethammer streiten. Wenn ich lese, dass man in seiner Primärschule, also der Gesamtschule für die acht- bis zwölfjährigen, vier Jahre lang pro Woche 10 Stunden Latein gelernt hat (das sind schätzungsweise 1.600 Wochenstunden), dann wünschte ich wahrlich unter Niethammer dort Studienrat sein zu dürfen: Wie sollten meine Schüler nach vier Jahren Latein plappern! Wenn Gott will, wie Emilie Basedow.

Hatte Niethammers pädagogisches Konzept für die Zukunft eine Chance? Immerhin hat man nach seinem Normativ acht Jahre lang in Bayern unterrichtet – dann jagten sich andere Pläne, über die jetzt nicht zu reden ist –, und kein Geringerer als Friedrich Thiersch, der spätere *praeceptor Bavariae* und eigentliche Vater des Philhellenismus, bescheinigte ihm, dass er den Humanismus in Bayern durchgesetzt habe – was ja bis heute, im Vergleich mit andern Bundesländern, sehr wohltuend spürbar ist. Niethammer selbst war fest überzeugt, mit seiner, wie er glaubt, alten Pädagogik im modernen Trend zu liegen, und er zeigt dies an Hand einer geschichtlichen Konstruktion. Einst habe im älteren Humanismus der Renaissance alle Bildung auf den alten Literaturen geruht, aus denen auch alles Wissen zu schöpfen war. Gewisse Keime des Philanthropinismus wurden immerhin schon damals gelegt, als hier und dort der Sprachunterricht zur Buchstabenklauberei entartete und man die klassischen Werke nicht mehr zu genießen wusste. (Eine gute Bemerkung.) Aber der Hauptanstoß zum Philanthropinismus kam ausgerechnet von einem Mann, den Niethammer trotzdem als den „großen Impulsator seiner Zeit“ verehrt: Friedrich der Große war es, der bewirkte, dass sich in

Deutschland alles Streben auf Industrie und Gewerbefleiß richtete, dass das Wort „praktisch“ das „allgemeine Losungswort“ wurde und sich in diesem Zusammenhang auch die alte, gute Pädagogik umkrempelte.

Worauf stützt also Niethammer seine Hoffnung, dass der aus dieser „Totalreform der teutschen Cultur“ entstandene Philanthropinismus wieder aufzuhalten wäre? Durch eine schon vorhandene Gegenbewegung: Vor zwanzig Jahren gab es, meint er, eine „Wiederauferweckung des ächten philosophischens Denkens“, das die Aufklärung ablöste und die „Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen“ anerkannte. Gemeint ist natürlich die Philosophie von Niethammers Freunden, den nach Kant die intellektuelle Szene beherrschenden Idealisten Fichte, Schelling, Hegel: Mit ihnen sei der Geist des Humanismus bereits in die Philosophie eingezogen; und so würden die Philanthropinisten bald sehen, wie weit sie, die vermeintlichen Fortschrittler, hinter ihrem Jahrhundert zurückgeblieben sind.

Glücklicher Niethammer, der solche Bundesgenossen in seinem Rücken wusste! Die Philosophie des nachkantianischen deutschen Idealismus hat heute, nachdem Marx und andere den Hegel vom Kopf auf die Füße gestellt haben, fast nur noch historische Bedeutung. Jedenfalls kein Erziehungswissenschaftler würde es wagen, sich auf sie zu berufen; und ein Kultusminister, der statt von Chancengleichheit und Digitalisierung zu schwärmen, die „Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen“ als Grundlage einer Schulreform ausrufen wollte, würde rasch unter allgemeiner Heiterkeit aus dem Verkehr gezogen werden. Sogar schon das Urteil von Niethammers Zeitgenossen über ihn war trotz anerkennender Worte von Hegel und Schelling eher zurückhaltend. Und sein Buch hat auch in der späteren Bildungsdiskussion, im Verhältnis zu den Schriften etwa von Humboldt, keine überragende Rolle mehr gespielt.

Dass sich das von ihm geprägte Schlagwort Humanismus, durch das die alten *humaniora* modern aufgemöbelt waren, so siegreich behauptete, daran hatte wohl mehr die glückliche Prägung selbst als das gedankliche System Niethammers das Verdienst. Das sieht man schon daraus, dass das Modewort Humanismus bald nach Erscheinen in einem falschen, nicht mehr Niethammer entsprechenden Sinn gebraucht wird. Bereits fünf Jahre später, 1813, spricht Goethe von Humanismus im Sinne von Humanität, Menschenfreundlichkeit, verwechselt also Gustav mit Gasthof; dann schwärmen Linkshegelianer von Humanismus als der „Religion des Diesseits“, und schließlich versteht Schopenhauer unter Humanismus den Glauben, dass der Mensch im Grunde seines Wesens gut sei. Bekannt ist, dass sogar der junge Karl Marx den Namen Humanismus in seinem Sinn usurpierte und ihn erst später ausdrücklich durch Kommunismus ersetzte.

Einige freilich hielten daran fest, dass Humanismus mit Bildung und klassischen Sprachen zu tu tun habe; und als in der Nachkriegszeit die einheitlichen „Oberschulen“ der Nazis verbal zu Gymnasien veredelt wurden, da nannten sie ihre Schule zu Unterscheidung „humanistisches Gymnasium“ (wie ja auch unser Arbeitskreis heißt). Wenn damals das humanistische Gymnasium einmal die Werbetrommel rührte, dann war in den einschlägigen Festreden viel vom Abendland, vom unverlierbaren Erbe und immer auch vom Humanismus die Rede. Wenn ich dagegen heute bei unserer Veranstaltung „Latein zum Anfassen“, weltweit ein Unikat und ein Ruhmesblatt Münchens, auftreten darf, meist in Toga, gelegentlich im Straßenanzug, dann genieße ich es, dass ich den ganzen Nachmittag nichts von Humanismus und Abendland höre, sondern von Rom, Latein und Musik: Latein kann man anfassen; Humanismus zum Anfassen, das geht ja gar nicht.

Dennoch möchte ich dem Humanismus unseres Niethammer nicht ganz absagen: Mindestens ein Gedanke von ihm hat bleibende Gültigkeit, und ich sage es mit eigenen Worten: Bildung soll nicht aufgehen in der Ausrichtung auf Welt und Beruf. Sie hat ihren Eigenwert. Und dabei denke ich auch an die einfache Tatsache, die für Niethammer viel zu primitiv war, als

dass er sie erwähnt hätte: Ich meine, dass auch der berufstätige Mensch meist nur ein Drittel seines Lebens arbeitet und ein zweites Drittel verschläft - das verbleibende Drittel aber sollte er nicht verschludern, sondern auf Cicero hören, der sagt: *haec studia... pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.* „Diese Studien (die die Musen uns schenken) sind bei uns auch in der Nacht, auf Reisen und in der Freizeit“.

Aber das letzte Wort soll Niethammer selbst haben. Einundvierzig Jahre durfte dieser protestantische Schwabe in Bayern wirken; genau ebenso so lange bin jetzt auch ich, sein Landsmann und Glaubensgenosse, hier in München. Und so zitiere ich im Reformationsjahr 2017 gerne einen Satz, mit dem Niethammer seine Kampfschrift über den Humanismus nicht König Max I., sondern als treuer Protestant dessen Gemahlin, Königin Caroline von Baiern, die ja auch Protestantin war, gewidmet hat und mit dem er zugleich seinem katholischen Gastland Bayern huldigen wollte:

Dies soll, schreibt er, „ein öffentliches Document seyn, [...] mit welchem Ernst ich für den wichtigen Beruf erfüllt bin, Theil zu nehmen an der öffentlichen Bildung dieses biedern, kraftvollen, in der Cultur Germaniens zu einer großen Rolle berufenen Volkes, das sich mit Stolz I h r Volk nennt.

Mit tiefster Ehrfurcht Eurer Königlichen Majestät
allerunterthänigstgehorsamster
Niethammer.“